Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 12 (1932-1933)
Heft: 9

Artikel: Der Ursprung des modernen Fatalismus : kulturpolitisches Essay
Autor: Wyss, H.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157549

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

des Kapitalismus das letzte Land sein. Das wissen Alle, die seine wirtschaftliche Entwicklung aus eigener Anschauung kennen.

Daher begehen alle die Staatsmänner einen großen geschichtlichen Fehler, die in ihrer Weltpolitik Sowjetrußland außer Acht lassen und nicht alles tun, um den mystischen Schein, der es umgibt und der für Romantiker der Politik immer eine Gefahr ist, zu zerstören, oder wenigstens, so viel an ihnen liegt, zu dieser Zerstörung beizutragen. Die Anerkennung der Sowjets durch die Schweiz wäre ein Schritt auf dieses Ziel hin. Und je schneller die Schweiz ihn tut, desto besser auch für sie.

Der Ursprung des modernen Fatalismus.

Kulturpolitisches Essay.

Von **H. A. Wyß.**

Jeden muß es heut zum Denken zwingen, daß die gehenden und die kommenden Generationen ohne fruchtbaren Kontakt nebeneinander herleben. Eine Kühle einer unpersönlichen Entfremdung griff zwischen ihnen Platz; selbst das Bestehen herzlicher persönlicher Beziehungen vermag sie nicht zu entfernen. Eine Kühle, in der die Jugend für sich allein ist wie in der Dämmerung einer neuen Weltstunde, von der gewaltige Umwälzungen ausgehen werden.

Die kommenden Generationen haben das elterliche Land überhaupt nie betreten, — der Kampf zwischen Väter und Söhnen war uns höchstens eine ferne Sage. Der Mensch von morgen bewohnt Inseln und beobachtet mißtrauisch und hellhörig die Vorgänge auf dem Kontinent der Eltern und Andern.

Es gibt keinen Graben mehr zwischen den Generationen, über den die durch den Altersunterschied bedingte Gegnerschaft zwischen Alt und Jung entbrannte und beide gegenseitig verband — der Riß zwischen ihnen ist ausgefüllt durch ein Meer. Ein Meer verfeindet nicht mehr, die diesseits und jenseits wohnen. Von einer Seite dieser europäischen Situation möchten wir sprechen. Vom Ursprung eines historischen Vorganges, der, in der Schweiz namentlich, schicksalsmäßig ist für die ältern Generationen und in ihnen seinen Tiefstand und Ausklang erreicht: Der moderne Fatalismus.

* * *

Der Anfang des modernen Fatalismus liegt viele Generationen zurück. Der Weg zurück fällt keinem unter uns leicht. Denn die phantastische Vollkommenheit unserer Technik läßt keinen Wunsch des Herzens unerfüllt, — die Verwöhnung in den äußern Lebensumständen legt sich da wie ein

harter Panzer über die Vergangenheit. Und deshalb ist der Zugang zu ihr so schwer zu finden, weil noch vor hundert Jahren die Grundlagen der Lebensführung ganz andere waren, ein anders wollender Mensch die Zeit gestaltete. Manchen mag es also sonderbar berühren, daß es der Entscheid über eine scheinbar ganz abgelegene theologische Frage eines versunkenen Jahrhunderts ist, der uns über die Not der eigenen Zeit von Grund auf Aufschluß gibt.

Das ernste Ringen um Klarheit über Willensfreiheit oder Prädestination, über das wir in unserer Oberfläche heute mit einem Achselzucken hinweggehen, bewegte damals den Mensch tiefer wie heut der Ausgang eines Weltmatches oder der Krach eines Weltkonzerns. Der Streit über Gnade oder Verdienst des Handelns brannte in den Seelen. Die Meinung der Dominikaner, bis etwa zu Ende des 16. Jahrhunderts herrschend, sagte, daß alles Handeln unbedingt der Gnade bedürfe, um ein gutes Werk hervorzubringen. Die Jesuiten jedoch hielten dafür, dem freien Willen eine wichtigere Rolle im Spiel zu gewähren. Diese Situation war nicht nur von theoretischer Bedeutung, denn war der Wille frei, war das Handeln eigenes Verdienst, dann mußte alles Handeln stärker in Erscheinung treten und an Wert zunehmen.

Das Konzil von Trient zwar hatte die Lehre aufgestellt, daß vornehmlich die uns eingegossene Gerechtigkeit Christi das Bedeutungsvolle sei. Sie rufe die Liebe hervor, führe zu guten Werken und ihr entspringe endlich die Rechtfertigung. Der Jesuit Molina von Evora ruft die große Neuerung hervor in seinem Werk „Concordia liberi arbitrii cum gratiae donis": Er behauptet, der freie Wille könne ohne die Gnade gute Werke erzeugen. Er sei fähig, Versuchungen zu widerstehen, selbst dazu, sich zu einem Akt des Glaubens, der Liebe, der Reue zu erheben. Sei der Mensch soweit gelangt, dann gewähre ihm Gott um Christi willen die Gnade, durch welche er die Heiligung erfahre; allein ganz wie vorher sei auch bei dem Empfangen dieser Gnade der freie Wille unablässig tätig. Auf diesen komme schließlich alles an. Ja, wir hätten es geradezu in unserer Macht, die Hilfe Gottes wirksam oder unwirksam zu machen. Erst auf der Vereinigung von Wille und Gnade beruhe schließlich die Rechtfertigung. Die beiden seien „verbunden, wie ein paar Männer, die an einem Schiff ziehen". Molina wollte den Begriff der Prädestination im thomistischen oder augustinischen Sinne nicht mehr gelten lassen.

Ein ganzes System kam so ins Wanken. Nicht umsonst wurde die Inquisition alarmiert gegen diesen frevlerischen Umsturz des bisher Geglaubten. Die Dominikaner schrien auf, schreibt Ranke, als man die Lehre ihres Meisters antastete.

Die weitere Begründung der Gedankengänge Molinas konnte die Empörung auch nicht abschwächen. Vielleicht um seinen Worten den gar zu ketzerischen Geschmack zu nehmen, setzte er hinzu: Gott wisse aus höchster

Einsicht in die Natur eines jedes Willens voraus, was dieser oder jener in dem gegebenen Falle tue, obwohl er auch das Gegenteil hätte tun können. Und, schließt Molina seinen Gedankengang mit dem Prinzip der vom höchsten Wesen voraussehbaren Gesetzmäßigkeit des Weltablaufes, nicht darum erfolge etwas, weil Gott es vorher wisse, sondern Gott sehe es darum vorher, weil es eintreten werde.

Am weitern Verlauf dieses Ordensstreites, der die ganze katholische Welt aufregte, interessiert uns nur noch, daß lediglich eine schwache Minderheit mit dieser Neuerung der Lehre einverstanden war, daß selbst Clemens VIII. trotz mehr als 100 Versammlungen über das Thema lieber den Dominikanern recht gegeben hätte, bei versteckten Drohungeu des kriegerischen Jesuiten-Ordens verzweifelt ausrief, „sie wagen alles, alles", und trotzdem zu keiner Entscheidung schritt. Vielleicht auch darum, weil dem Papst gesagt wurde, auch die Protestanten könnten die Lehren der Dominikaner unterschreiben. Die Entscheidung wurde hingeschleppt, und unter Paul V. erreichten es die Jesuiten, daß die Neulehre weder bestätigt noch verworfen wurde: Sie standen als Sieger da.

Was, wird man fragen, haben diese fernen Kämpfe mit den so greifbaren Nöten der Gegenwart zu tun, was helfen sie zur Klärung der bezeichneten Grundsituation? Dies: Zum ersten Mal wurde von diesen Jesuiten in schärfster Form die unwegdenkbar wichtige Funktion des Willens zum guten Werk verkündet, der so wichtig sei wie die Gnade. Die Lehre der Vorausbestimmtheit erlitt eine schwere Bresche. Die Anforderung an den Einzelnen wird durch die Wichtigkeit des eigenen Willens größer, das Selbstgefühl gesteigert, der Kampfgeist noch mehr angestachelt, — diese psychologischen Auswirkungen mögen in den Überlegungen Molinas nicht unwichtig gewesen sein. Ranke nennt zwar diese neue Lehre eine Rationalisierung des Geheimnisses und läßt durchblicken, daß er das Ganze für ein scharfsinniges Machtmanöver hält. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß die neuentstandene Lehre einfach ein theologischer Sophistenkniff war. Das Geheimnis wird nicht aufgelöst, eher kompliziert, indem die Lehre eine merkwürdige Vereinigung bietet: Sie glaubt an das mystische Ereignis des Gnadeneingriffes und an den rein menschlichen Verdienst. Das göttlich-menschliche Ineinanderwirken wurde von Molina dargestellt und dogmatisch zusammengefaßt. Und die Bestimmung des Zusammenwirkens ist in dem Augenblick möglich, wo der Mensch als eine durch seine und in seinen Taten bestimmte und sich selbst gestaltende Größe gelehrt wird.

* * *

Der Akt des Professors Molina hatte allerdings unvoraussehbare Folgen. Auf vielen Umwegen führte er immer mehr zur Auffassung der absoluten Willensfreiheit. Was Molina niemals gewollt hatte, wurde schließlich ein unumstößliches politisches Axiom: Daß die Rechtfertigung allein auf dem durch den Willen erzeugten guten Werk beruht. Die bildliche

Redewendung Molinas müßte also abgeändert heißen, daß es nur einen Mann braucht, um das Schiff zu ziehen. Die Ablösung des Willens aus dem Zusammenhang mit der Gnade wurde vollendet. Hat nicht Locke, auf den sich der Liberalismus so gerne beruft, gewissermaßen als auf seinen Vater, die Alleinherrschaft von Vernunft und Willen gelehrt? Ist nicht der Sklavenaufstand der französischen Revolution undenkbar ohne den Umstand, daß es kein im Menschen wirkendes Göttliches gebe? Gerade das, was z. B. Ranke in Molinas System ablehnt, indem er es „verständlich, scharfsinnig und flach" nennt, gerade das schlug in dem Jahrhunderte langen Streit um den freien Willen am meisten durch und wurde die stärkste Waffe im Kampf gegen die Theologie und für die moderne Demokratie, für die es keinen andern Souverän gibt als das Volk. Die moderne Demokratie als eine halbierte Wahrheit der jesuitischen Denkweise, die „Concordia" des Grundgedankens im Traktat in die Discordia, die ungesunde Einseitigkeit der europäischen Demokratie verkehrt — welche Verzerrung!

Damit stehen wir wieder mitten in der Gegenwart. Der Prozeß, der im Jahre 1588 in sein erstes kritisches Stadium trat, ist heut so weit gediehen, daß jedes metaphysische Element dank der alleinseligmachenden Willenslehre aus dem Kreis der Politik, Gesellschaft und Kultur verschwunden ist.

Aus dem puren religiösen Fatalismus, aus welchem die Jesuiten und besonders Molina den Willen befreien wollten, da er im wichtigen Geschehen so gut wie keine Rolle spielte, ist heute der krasseste areligiöse Fatalismus hervorgegangen. Damit fehlt überhaupt das Vertrauen zum Willen, der handelt. Denn seine maßlose Freiheit auf allen Gebieten (Gewissensfreiheit, Gewerbefreihet ꝛc.) hat jedes Zutrauen zu ihm erschüttert und es gibt keine Grenze mehr zwischen der Willensfreiheit, wie sie früher verstanden wurde, und der Willkür, weil es nichts mehr gibt, woran der Wille sein Ziel und seine Grenzen erkennen könnte. Darum haben wir auf der einen Seite monströse Machtgebilde des Wirtschaftslebens, Großbanken und Trusts, die ihre Gewalt einzig und allein der unbegrenzten Willens-, beziehungsweise Wirtschaftsfreiheit verdanken. Auf der andern Seite aber einen jämmerlichen Willensmangel, der das Wirtschaftsleben nicht mehr lenkt. Der Mann, der heut aus eigenem Willen und aus sich selber Ziele setzt, entpuppt sich nachher meist als Abenteurer, Finanzschwindler oder als politischer Spekulant, und es wird später klar, daß all sein Tun nie aus einem innerlichen Zusammenhang hervortrat. Bewahrheitet sich jedoch seine Arbeit als eine organische Einheit, dann war es nur eine Meinung, er hätte alles aus eigenem Willen geschaffen. Ein unnennbarer Lebensstrom, den kein Willensantrieb schafft, pulste jedoch in ihm und hielt sein Werk lebendig.

Vollkommene Freiheit des Willens sieht als arm Ergebnis, daß er nicht mehr auf sein inneres Ziel gerichtet ist. Diese Freilassung

des Willens führt über eine bedenkenlose, emanzipierte Willensmacht schließlich zur Willenlosigkeit. Das ist der tragische Verlauf der Willenshybris, deren letztes Stadium wir miterleben.

Mit der Gnade wurde an jene Energie aus der Welttiefe geglaubt, die verhindert, daß der Wille übermütig werde oder schlaff. Jeder historische Fatalismus aber, die Bedeutung des Willens oder der Gnade ausschaltend, führt über eine Stauung aller Willensmächte zu einer Revolution, in der seine innere Struktur eine Veränderung erleidet. Molinas revolutionärer Auftakt war das Ende des religiösen Fatalismus und im Keim der Anfang des areligiösen Fatalismus. Die französische Revolution bedeutet seinen Höhepunkt in Europa. Das 19. Jahrhundert zeigt in seinem Fortschreiten das Abflauen der Willensenergien für höchste Ziele, areligiöse Passivität und Gleichgültigkeit gegenüber den Anliegen des Ganzen. Wir stehen bereits im Schnittpunkt zwischen dem ausgehenden willensarmen, weil glaubenslosen Fatalismus und den Strömungen und Bewegungen der Revolution von morgen.

Wird dem Menschen Gott und deshalb die Gnade wesenlos und unbedeutend, rückt er sie so weit von sich, daß er ihr keinen Einfluß in der menschlichen Welt mehr gibt, dann blieb am Ende, so sicher wie der Tod, nichts anderes übrig, als sich selber versteckt oder offener zum Gott und Herr der Schöpfung zu machen. Man feierte in der französischen Revolution die Vernunft als Gottheit und damit sich selber. Es ist dies der stolzeste Wahn, den der Mensch erfand. Er verleiht ihm eine überlegene Sicherheit, eine unübertreffbare angemaßte Allgewalt. Ganz winzig steht daneben das doch gewiß auch grandiose Sendungsbewußtsein und der Stolz jener, die sich als Werkzeug Gottes fühlten. Und doch ist selbst in diesem Wahn des Willens als Alleinherrscher das Wort Gottes vorhanden und seine Existenz zugegeben, wenn man sie auch mit aller List auf sich selber übertragen und damit sich auch die Gnade aneignen möchte. So kann kein menschliches Unternehmen sich dem überall mächtigen Bann des Namens Gott entziehen.

Allerdings, und dafür ist die heutige Zeit ein ausgezeichnetes Beispiel, geht es lange Zeit an, die andere Seite des menschlichen Handelns zu ignorieren, diesseitig zu tun, als ob sie nicht bestünde. Die Überheblichkeit des Willens, der sich seiner Freiheit und der vernünftig gewordenen Welt rühmt, dafür einen Krieg aller und gegen alle und bitterste Konkurrenz entfesselt, dauert eine Weile, dann fängt sie an, zu ermüden. Der Wille wird unsicher, denn er ist nirgends verankert. Jeder treibt es, wie er will; und das zieht sich wieder eine Weile von Jahren so hin. Bis ungeheure Ereignisse kommen, der Krieg, die Erdbeben und Zusammenbrüche der

Nachkriegszeit, die Not der Krise. Ein in tiefem Glauben stehender Wille ließe sich nicht erschüttern; aber den auf sich selber gegründeten reißt es um. Der schon vor dem Krieg vorhandene, noch verborgene Fatalismus im Gesamtzustand der Schweiz, wurde durch den Krieg und sein Nachher, die zusammen eine gewaltige Menschheitskrise sind, nach und nach bloßgelegt. Die vollständige Ratlosigkeit eines freien Willens hat bei uns zur nackten Willenlosigkeit geführt. Man kann an jede große Reform auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet denken, ganz besonders an die Erweckung eines lebendigen Nationalgefühls, für das sich seinerzeit Keller und Gotthelf einsetzten — alles ist nicht vollzogen worden. Nicht etwa, weil es der Wille nicht vermocht hätte, sondern einzig deshalb, weil der Wille im entscheidenden Moment keine innere Legitimation durch den Glauben empfing. Und da wurde freilich in diesem und den letzten Jahren der Rest von sicherem Gefühl, „der Wille reiche notfalls aus", das sich aus langem Wohlleben ableitet, auch weggeschwemmt. Man glaubt heute an die Krise, man fürchtet sie nicht anders als wie primitive Völkerschaften, wie Negerstämme den Zorn und die Rache ihrer Götter fürchteten. Man gesteht seine vollständige Ohnmacht und Hilflosigkeit ein und anerkennt heimlich das völlig Ungeistige: Die Autorität der Wirtschaft.

Noch gibt es solche, die sich gegen die bezeichnete fatalische Situation der Tatenlosigkeit, in der sich unser ganzes politisches System und mit ihm das Wirtschaftssystem erschöpft, mit Gründen wehren. Nietzsches Voraussicht kündete schon vor mehr als 40 Jahren an, welche es sein würden: „Man sagt sich: 1. Ein bestimmtes Ziel ist gar nicht nötig. 2. Es ist gar nicht möglich vorauszusehen." Deshalb erklärte Bundesrat Schultheß am 5. September 1932 in Lausanne: „Nicht mit der Proklamierung vermeintlicher Grundsätze können heute die wirtschaftlichen Probleme gelöst werden („ein bestimmtes Ziel ist gar nicht nötig!"), ... sondern nur durch eine Politik der Wachsamkeit, die ... jederzeit bereit ist, sich anzupassen" („es ist nicht möglich vorauszusehen!"). Auch in der Schilderung der Lage spricht der Fatalismus. Über die staatlichen Eingriffe heißt es in der gleichen Rede: „Sie sind die Folge der tragischen Situation, die aus der gewaltigen Vermehrung der Produktion (wäre nicht richtiger Verschlechterung der Verteilung?) und aus dem Krieg hervorgegangen ist." Und dann schlägt Bundesrat Schultheß gegenüber der tragischen Lage optimistische Töne an. „Gewisse Anzeichen von Besserung sind vorhanden," ließ er sich verlauten. Sind es etwa die Herabsetzungen der Besoldungen, die neue Abnahme des Außenhandels, der fast gewalttätige Kampf der Lohnsticker? Bei allem Respekt vor der Arbeit des Herrn Bundesrates muß man an die Sprüche eines Regenmachers denken, der einer Bevölkerung in Ängsten aus winzigen Wölklein erquickende, strömende Fluten für das dürre Land ver-

spricht. Wenn unser oberster Magistrat all dies sagte, hat nicht Nietzsche wiederum recht, wenn er in hellem Zorn ruft: „Gerade jetzt, wo der Wille in der höchsten Kraft nötig wäre, ist er am schwächsten und kleinmütigsten."

Versteht man bei diesen Zuständen jetzt, warum sich die Jugend auf sich selber zurückzieht, Wille und Kräfte sammelt und stärkt, um von sich aus die Offensive zu übernehmen? Nur mit einer Revolution von stärkstem Willenseinsatz und mit einem schöpferischen Sinn fürs Ganze ist die Krise zu überwinden. Nur im Glauben und im Dienst von Volkstum und geistiger Nation, und in der Verbundenheit mit den letzten Dingen, in denen der Mensch sich vollendet.

Strömungen und Richtungen in der neueren schweizerischen Literatur.

Von **Hermann Wiedmer.**

Man nennt die Schweiz in wirtschaftlicher Hinsicht gern eine „Preisinsel". Sind wir auch geistig „Insel", geschieden vom Strom des Weltgeschehens? Wollen wir es sein?

Wer eine Reihe von neueren Werken schweizerischer Autoren durchgeht, könnte wohl auf diesen Gedanken kommen. Selten spüren wir den Puls der Zeit, noch seltener die Kräfte neuen Werdens.

Und doch zeigen Arbeitslosenziffern und Unruhen, daß auch wir Antwort geben müssen auf die vielen Fragen, die sich allen Kulturvölkern stellen.

Dazu sind auch die Dichter aufgerufen, nicht im Dienste von Parteien oder Wirtschaftsformen, sondern im Dienste am Menschen. Das heißt: sie sollen nicht politische, wirtschaftliche oder soziale Abhandlungen schreiben (das tun leider schon viel zu viele!). Der durch Politik und Wirtschaft in Not geratene Mensch geht sie an. Daß diese Not seelischer Natur ist, vertieft die Aufgabe und erhöht die Verantwortung. Und nur dort, wo der Künstler das Menschliche ganz rein gestaltet, ergreift er uns, wird uns Helfer und läßt hinter dem Zeitlichen das Überzeitliche ahnen.

* * *

Wenn ich in der folgenden Übersicht[1]) nach Gruppen scheide, so darf nicht vergessen werden, daß solche „Einteilungen" nie ohne einigen Zwang

[1]) Einige der hier im größeren Zusammenhang erwähnten Werke wurden in den „Schweizer Monatsheften" teils schon besprochen, teils in „Leseproben" nähergebracht. Wo dies geschehen ist, geben Fußnoten den Jahrgang und das Heft an.